



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stelle aus, halb zugedeckt mit aufgeschichteten Mauersteinen und Ziegeln; statt der hohen Georginen und Stockrosen lehnten Bretter und Latten an der Wand. Nur ein letzter alter Aprikosenbaum klammerte seine mit Kalk bespritzten Zweige wie hilfeschend an die Mauer an. Mechanisch ging ich ein paar Schritte vorwärts, Spinnweben zogen sich silbern flimmernd vor mir hin und legten sich mir um Gesicht und Hände, ein Zeichen, daß seit Wochen hier kein Mensch gegangen war. Da stockte mir der Herzschlag einen Augenblick, und ich sah regungslos vor mich nieder. Halb zwischen Schutt und Mörtel lagen die alten Steingräber, und mein Auge las: „Hier ruhet in Gott die Schwester Josepha,“ mehr konnte ich nicht sehen vor verdunkelnden Thränen. Ein Schauer erfaßte mich in der kühlen Stille, in der nur meine Schritte wiederhallten. Ich warf noch einen letzten Blick zurück, dann ging ich hastig zur Pforte hinaus.

Mit einer Schultasche am Arme kam ein junges Mädchen quer über den Platz daher. Unwillkürlich fragte ich sie: Wird denn die Schule nicht mehr benutzt? Verwundert sah sie mich an und sagte: O nein, schon lange nicht mehr! Wir haben ein viel schöneres, ganz neues Schulhaus mitten in der Stadt bekommen. Das hier war doch nachgerade recht alt und schlecht! Verschiedne Fragen wollten sich mir noch auf die Lippen drängen, doch eine Art aufsteigender Furcht hielt sie zurück. Stumm nickte ich der Kleinen zu, dann ging ich langsam den altvertrauten Kinderschulweg nach dem Elternhause.

m 5



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Herrschaft des Kapitalismus. Ist die „Herrschaft des Kapitalismus“ wirklich eine leere Redensart? Am ersten Sonntag im August jammerten zwei Zeitungen ein und derselben Großstadt, eine freikonservative und eine deutschfreisinnige, ganz in demselben Tone über die heillose Verwirrung, die von gewissen idealistischen und phantastischen Professoren in den Köpfen angerichtet worden sei; anstatt, wie sichs gebühre, den Sozialismus als ein Truggebilde in Wausch und Bogen zu verurteilen, hätten jene Herren diesem verderblichen Lehrgebäude sehr bedenkliche Zugeständnisse gemacht. So habe man, heißt es in dem deutschfreisinnigen Blatte u. a., den Klagen über die angebliche Kapitalsherrschaft Berechtigung eingeräumt. Was sei denn das, Kapitalsherrschaft? Wenn die Redensart überhaupt einen Sinn habe, dann könne sie doch höchstens bedeuten, daß wir Heutigen mehr Kapital besäßen als unsre Vorfahren.

Wenn so gewaltige Thatfachen wie die heutige Kapitalsherrschaft feck geleugnet oder mit Hilfe einer Begriffsverdrehung wegdiskutirt werden, dann bleibt eben

nichts übrig, als die angefochtenen Begriffe, mögen sie auch noch so einfach und klar sein, immer wieder aufs neue zu erklären und die verdunkelten Thatsachen wieder ins Licht zu rücken. Unter Kapitalsherrschaft versteht man die übertriebene Macht, die der Besitz einem Menschen über viele andre Menschen verleiht. Man versteht darunter einen Zustand, wo sich die Arbeitsmittel im Besitze verhältnismäßig weniger befinden, in deren Dienste und zu deren Vorteil die Mehrzahl zu arbeiten gezwungen ist, einen Zustand, wo der Kapitalbesitzer und der, der das Kapital durch seine Arbeit schafft, zwei verschiedene Personen sind. Dieser Zustand ist, so oft er eintrat, von echt konservativen wie von echt liberalen Männern beklagt worden, lange, bevor es eine Sozialdemokratie und Kathedersozialisten gab. Was uns in der Beurteilung des Kapitalismus von den Sozialisten unterscheidet, ist folgendes. Die Sozialisten verwerfen den Kapitalismus überhaupt und unbedingt oder gestehen ihm doch nur für eine gewisse Entwicklungsstufe Berechtigung zu, nach deren Überschreitung er dem gemeinsamen Betriebe Platz zu machen habe. Wir dagegen glauben, daß die Kapitalsherrschaft zu allen Zeiten und auf allen Stufen (mit Ausnahme der alleruntersten) berechtigt und notwendig sei, weil es stets Menschen giebt und geben wird, denen die Befähigung zu selbständigen Unternehmungen abgeht, sodas ihre Beschäftigung im Dienste anderer nicht allein dem Ganzen zum Vorteil gereicht, sondern auch Bedingung ihres eignen Daseins ist. Was wir verwerflich und verderblich finden, das ist nur die Ausdehnung der Kapitalwirtschaft bis zu einem Grade, wo auch der größere Teil derer, die zum selbständigen Gewerbebetriebe ganz wohl befähigt wären, gezwungen wird, für große Kapitalbesitzer zu arbeiten. Wir unterscheiden demnach die gesunde Kapitalwirtschaft von der ungesunden Kapitalsherrschaft. Mit dem wachsenden Reichtum an Kapital fällt die ungesunde Kapitalwirtschaft so wenig zusammen, daß vielmehr beides, die gesunde wie die verderbliche, sowohl bei reichen wie bei armen Völkern vorkommen kann. Irland und Indien sind Beispiele für die Kapitalsherrschaft bei armen Völkern; die wohlhabenden Bauerngemeinden, die sich in Deutschland, Österreich und der Schweiz noch strichweise halten, zeigen uns die gesunde Kapitalwirtschaft verbunden mit ansehnlichem Kapitalbesitz. Als die Römer noch ein Bauernvolk waren, erfreuten sie sich einer gesunden Kapitalwirtschaft. Solche war schon damals vorhanden, denn ein Teil der Arbeitenden, die Sklavenschaft, war vom Besitz ausgeschlossen. Aber das Verhältnis zwischen den beiden Bevölkerungsklassen war durchaus gesund; die Zahl der Sklaven war geringer als die Zahl der Freien (hatte doch der Bauer meistens nur einen Sklaven), und die Freien arbeiteten mit. Der Kapitalismus im schlechten Sinne, die Kapitalsherrschaft, begann sich fühlbar zu machen, als die Patrizier die Nutzung der von den plebejischen Soldaten eroberten Gebiete für sich allein behielten, dadurch übermäßig reich wurden und ihren Reichtum dazu benutzten, die ärmern Grundbesitzer in Schuldknechtschaft zu stürzen. Der Kapitalismus triumphierte, als in ganz Italien neben dem Großgrundbesitz von dem frühern Bauernstande nur noch ein dürftiges Kolonat übrig blieb. In dieser seiner letzten Zeit war nun Rom allerdings bedeutend reicher als zur Zeit vor den punischen Kriegen; aber sein Reichtum stammte weder von verbessertem Anbau, noch aus erhöhtem Gewerbefleiß, ja nicht einmal aus dem Handel, sondern aus der Verraubung der Provinzen, bedeutete also keineswegs einen Kapitalzuwachs für die Reichsbevölkerung, und er kam nur verhältnismäßig wenigen zu gute. Die Weltherrschaft Roms und sein darauf ruhender Kapitalreichtum mochte für die Menschheit im ganzen notwendig sein, für das Glück des italischen Volkes war beides von sehr zweifelhaftem Werte.

Wenn wir noch ein paar recht einfältige Beispiele aus neuerer Zeit beifügen, so mögen uns unsre Leser verzeihen; wollen gewissen Leuten die Elemente der Volkswirtschaft schlechterdings nicht in den Kopf gehen, so bleibt nichts übrig, als sie immer wieder aufs neue einzublauen. Denken wir uns eine Bauernbevölkerung, ehe sie in Verschuldung gerät, und dann dieselbe Bevölkerung tief verschuldet. Ihr Besitzstand an Gebäuden, angebautem Lande, Geräten und Vieh wird so ziemlich derselbe geblieben sein. Also das Kapital hat sich nicht verändert. Kapitalistisch war der Betrieb auch schon im frühern Zustande, denn die Bauern beschäftigten eine Anzahl besitzloser oder weniger besitzender Tagelöhner und Knechte; aber die meisten Bewohner des Dorfes waren Leute, in denen der Kapitalbesitzer und der das Kapital schaffende Arbeiter zusammenfielen. Jetzt, nach der Verschuldung, befindet sich der größte Teil des Kapitalbesitzes in den Händen von Leuten, die gar nicht im Dorfe wohnen, die, mögen sie vielleicht auch etwas andres arbeiten, jedenfalls an dem Schaffen des in Rede stehenden Kapitals keinen Anteil haben. Das ist Kapitalismus im schlechten Sinne, Kapitalsherrschaft.

Lassen wir die Verschuldung wachsen, so wird vielleicht nach fünfzig Jahren das ganze Dorf in den Besitz eines Dominiums übergegangen sein, die Nachkommen der frühern Bauernschaft werden teils das industrielle Proletariat gemehrt haben, teils als Tagelöhner und Hofknechte auf dem vergrößerten Dominium geblieben sein. Da haben wir wiederum die Kapitalsherrschaft, nur in einer andern Form. Die Form ist nicht eben selten. Es giebt Gegenden, wo nicht allein ein Bauerngut nach dem andern, sondern auch ein Rittergut nach dem andern von dem sich mehr und mehr abrundenden Magnaten des Kreises verschlungen wird.

Wenn sämtliche Tischler eines Ortes von einer großen Möbelfabrik zu Grunde gerichtet werden, so ist damit keineswegs notwendigerweise eine Kapitalsvermehrung verbunden; vielleicht waren die Vermögen der einzelnen Tischlermeister, von denen mancher ein eignes Haus besaß, zusammengenommen größer als das Vermögen des Fabrikanten oder der Aktiengesellschaft, durch den oder die sie verdrängt worden sind. Nur die Verteilung des Besitzes, nicht die Größe des Kapitals hat sich geändert, und wer jene Änderung für heilsam hält, nun, der mag fortfahren, sie zu befördern, unter anderm durch Zeitungsartikel, die dem Volke einreden sollen, so etwas wie Kapitalismus sei gar nicht vorhanden, sei entweder nur ein Hirngespinnst gelehrter Stubenhocker oder eine ganz harmlose und sogar höchst erfreuliche Sache: nämlich die Vermehrung des Nationalreichtums. Wir ändern halten solche Versuche, die öffentliche Meinung irre zu führen, für verderblicher als selbst die sozialdemokratische Agitation. Denn diese hätte doch nur nach dem Siege des Kapitalismus, d. h. nach der Vernichtung des kleinen und mittlern Besitzes, einige Aussicht auf Erfolg; die feste Leugnung des Kapitalismus aber hat doch wohl keinen andern Zweck, als einen Schirm vorzuziehen, hinter dem das Großkapital ruhig bei der Arbeit bleiben und seinen Siegeslauf ungestört fortsetzen, also die Lage, in der eine Katastrophe eintreten muß und der Sozialdemokratie Gelegenheit zu einem praktischen Versuche dargeboten wird, herbeiführen kann.

Der arme Rembrandt. Der Meister der sogenannten „Nachtwache“ kann einem wahrlich leid thun. Nachdem er im Leben, obwohl kein Ritter, sich doch mit Widersachern, Weibern, Schulden weidlich herumgeschlagen hat, halst man ihm noch nach seinem Tode einen neuen Taufnamen auf, weil sein richtiger nicht als solcher, sondern als Familienname angesehen werden soll; das andermal wird er, kein Mensch weiß warum, feierlich zum Erzieher der Deutschen ernannt; und nun

kommt gar jemand und nimmt ihm seine berühmtesten Werke weg, um sie seinem Schüler Ferdinand Vol einzuhändigen! Ähnlich ist freilich einem andern Großen jener großen Zeit, Shakespeare, schon mehr als einmal der Prozeß gemacht worden. Und als wir die erste Ankündigung des Buches von Max Lautner: Wer ist Rembrandt? lasen, vermuteten wir darin eine Satire, vielleicht eine verpöbelte auf die kritischen Dilettanten, die nicht zugeben wollen, daß ein Schauspieler der größte Dramatiker der neuern Zeit sein könne, oder auf den Erfinder des neuen Praeceptor Germaniae, vielleicht auf gewisse Kunsthistoriker, die des Tausens und Untausens von Bildern kein Ende finden können. Bald verlautete aber, es sei ganz ernsthaft gemeint. Zugleich erschien ein bedenkliches Zeichen: nicht das, daß die Kunstgelehrten sich wenig anerkennend aussprachen — sie mußten ja ihre Meinung, wenn man will ihr Vorurteil verteidigen —, sondern daß sich Dilettanten in der Kunstwissenschaft mit Begeisterung Herrn Lautner anschlossen und auf jedem Rembrandt zugeschriebenen Gemälde Hieroglyphen ermittelten, die „unverkennbar“ F. Vol bedeuteten. Jede „Rettung“ kann ja vor allem auf die Zustimmung von Personen rechnen, die sich bisher mit der Sache nicht befaßt haben; noch sichrer ist in solchen Kreisen der Erfolg einem Kritiker, der eine geschichtliche Gestalt ihres bisherigen Ruhmes zu entkleiden unternimmt; und kann sofort ein Neuer auf den erledigten Thron gehoben werden, so ist das Vergnügen doppelt groß. Nun braucht man ja glücklicherweise nicht jedes dicke Buch zu lesen, das auf den Büchermarkt kommt, allein die Neugier ist doch rege gemacht. Und nach Kenntnisaufnahme von dem Beweisverfahren hätten wir am liebsten geschwiegen. Doch Verfasser und Verleger haben das Recht, ein Urteil zu verlangen, und in noch höherm Grade der Leser einer Zeitschrift, die sich zur Aufgabe gemacht hat, die Ereignisse in der Welt der Politik, der Litteratur und Kunst referierend und kritisierend zu verfolgen.

Also in Kürze: M. Lautner hat entdeckt, daß das auf einem Gemälde in Privatbesitz, Salomos Opfer, als F. N. gelesene und nicht zu deutende Monogramm ursprünglich F V geheißene, daß aber jemand „aus leicht erklärlichen Gründen“ das I weggewaschen und das V in N verwandelt habe. Für Vol hatte er sich schon interessiert, und nun kam er zu dem Schlusse, daß von dem Meister, der dieses Opfer Salomos und Jakobs Traum in der Dresdner Galerie geschaffen habe, wohl eine größere Anzahl von bedeutenden Gemälden vorhanden sein müsse, als ihm beigemessen werden. Er suchte und fand, wie jeder, der finden will. Er fand auf Bildern, die als Werke Vols anerkannt werden, auf solchen, die G. Klink oder Konink zugeschrieben werden, endlich auf einer Reihe der berühmtesten Rembrandts die Namenszeichnung Vols, oft sogar zwei-, dreimal auf derselben Tafel. Um auch den Leser zu überzeugen, hat er auf fünf Blättern in Heliogravüre solche Namenszüge wiedergeben lassen von Salomos Opfer, von einem Vol oder Klink in München, von Jakobs Traum in Dresden, von einem Konink in Schwerin und von folgenden Rembrandts: Proserpina in Berlin, Federstecher in Kassel, Selbstbildnis im Palazzo Pitti, Anbetung der Könige und heiligen Magdalene im Buckinghampalast, heilige Familie und Bildnis einer jungen Frau in der Eremitage, Nachtwache, Staalmeester, Ganymed, Anatomie. Zu seinen Entdeckungen kam er in den meisten Fällen — was gewiß bezeichnend ist — nicht vor Originalen, sondern vor Photographien nach diesen; und zwar fügt er den Nachbildungen von photographischen Aufnahmen solche bei, die nach einem von ihm selbst erfundenen Verfahren „verstärkt“ oder „retouchirt“ (beide Ausdrücke werden neben einander gebraucht) sind. Nach genauer und mehrmals wiederholter Betrachtung

mit freiem Auge und mit Hilfe der Lupe geben wir zu, daß in einzelnen Fällen die gesuchten Buchstaben oder einer oder der andre von ihnen auf den Bildern vorhanden sein können; in andern Fällen vermögen wir mit aller Mühe nichts von Schrift zu entdecken; die „Verstärkung“ aber stellt sich dem Nichteingeweihten bald als ein Verbinden einzelner dunkler Fleckchen vermittels derber Striche dar, bald als ein Mildern oder Vertilgen von Fleckchen, die für die Schrift nicht zu brauchen waren. Man kann sich getrost anheischig machen, auf alten Bildern mit rußigem Firniß in solcher Weise jeden gewünschten Namen zu entwickeln, so wie eine lebhaft Phantasia z. B. in rissigem Kalk an der Wand ganze Bilder entstehen läßt. Solange das vom Verfasser vorläufig geheimgehaltne Verfahren nicht einer gänzlich unbefangnen Prüfung unterzogen worden ist, werden seine Ergebnisse von der Kunstwissenschaft schwerlich respektirt werden.

Doch begnügt sich Lautner nicht mit dem Nachweise der Monogramme Bols auf sogenannten Rembrandts, er versichert auch, daß Rembrandt überhaupt gar kein großer Maler gewesen sei, daß er es nicht habe sein können, weil auf seinem Leben in sittlicher Hinsicht viele Flecken haften. Wie aber ist er denn zu seinem Ruhm gekommen? Ganz einfach. Bekanntlich war er zu seinem Unheil ein großer Sammler, kaufte Antiquitäten, aber auch Gemälde von ausgezeichneten Meistern zusammen, und viele Leute, die in seine Behausung kamen, „glaubten in ihrer Naivität sicher, daß Rembrandt diese Bilder alle selbst gemalt habe,“ während die Besteller, die er warten ließ, glaubten, „er sei mit künstlerischen Arbeiten überbürdet.“ So wörtlich zu lesen Seite 390 und 389! Auf diese Art läßt sich allerdings alles erklären.

Und nicht zufrieden damit, auf der Nachtwache Bols Schrift entdeckt zu haben, versucht er auch das Hindernis hinwegzuräumen, daß Rembrandts Bild von der Cloveniers doelen in Amsterdam 1715 in das dortige Stadthaus und 1817 in das Trippenhuis geschafft worden ist, von wo es bekanntlich in neuester Zeit in das Gebäude des Rijksmuseum überging. Ja, sagt er, bei den Cloveniers hing allerdings ein Schützenstück von Rembrandt, aber wo das ein Ende genommen hat, weiß man nicht, das im Rijksmuseum ist ein ganz andres, natürlich von Bol gemaltes. Denn es fehle jeder Beweis dafür, daß beide Schützenstücke ein und dasselbe seien. Darauf hat Direktor A. Bredius im Haag, ein Mann, dessen Autorität noch nie angefochten worden ist, in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 4. Juni ausreichend geantwortet. Der Amsterdamer Bürgermeister Gerard Schaap bescheinigt, im Februar 1653 auf der Cloveniers doelen im großen Saale des Oberstockes neben andern Bildern vorgefunden zu haben Nummer 4: Franc Banning Coek, Kapitän, und Willem van Ruytenburg, Leutnant, gemalt von Rembrandt Anno 1642, und unter dem 23. Mai 1715 wird angeordnet, eben diesem Gemälde eben dieses Rembrandt einen Platz in der „Vreghsvaatskamer“ des Stadthauses einen Platz anzuweisen. So steht es um die „Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte,“ welchen Nebentitel Lautner seinem Buche gegeben hat.

Mala fides, die ihm verschiedentlich vorgeworfen worden ist, trauen wir ihm nicht zu. Vielmehr gemahnt er uns an einen übereifrigen jungen Untersuchungsrichter, der von der Schuld des „Zufulpaten“ fest überzeugt, in jedem Wort, jeder Miene, jeder Handbewegung des Unglücklichen einen Schuldbeweis oder wenigstens den Beweis entdeckt, daß ihm eine böse That zuzutrauen sei. Wie ein Detektiv hat Lautner dem armen Rembrandt nachgespürt, mit Bienenfleiß Zeugnisse über dessen Leumund zusammengetragen, und mit Triumph verkündet er alles, was ungünstig für ihn lautet oder doch so ausgelegt werden kann. Weil Rembrandts Bedeutung

von vielen Zeitgenossen nicht gewürdigt wurde, sind die Nachtwache u. s. w. ihm abzuspochen, denn „indem wir Rembrandt fernerhin als den Meister jener Kunstwerke betrachten, machen wir die hervorragenden Männer Amsterdams in jener Zeit zu Gimpeln, welche die Grundideen ihrer Zeit nicht erkannten (nach denen sie doch handelten), oder — zu schlechten Charakteren, welche (!) das große Genie, welches (!) diese Ideen zu künstlerischem Ausdruck brachte, aus Neid herabzudrücken versuchten.“ Das ist nicht die Sprache eines Fälschers, sondern eines Menschen, der mit einer fixen Idee behaftet ist. Wird ihm doch sogar Joachim Sandrart zu einem „vortrefflichen Maler und Schriftsteller,“ weil diesem der Künstler widerwärtig war, der nicht, wie andre Holländer, nach Italien ging, um ein falscher Italiener zu werden, und „sich nicht scheute, wider die unsrer Profession höchstnötigen Akademien zu streiten.“ Sandrart und Rembrandt — es ist zum Lachen!

Wenn der Verfasser im Vorworte sagt: „Meine Ausführungen, welche — von Vorurteilen unbeeinträchtigt — die wichtigste Kultur- und Kunstperiode Hollands in völlig neuem Lichte erscheinen lassen, werden manchem verwunderlich und selbst schmerzlich sein,“ so kann man ihm beipflichten, freilich in anderm Sinne, als er meint. Bedauerlich ist unter anderm, daß er richtige Bemerkungen gegen manche über das Ziel hinauschießende Verherrlichung Rembrandts durch seine noch größern Übertreibungen und seine unglückliche Methode um ihre gute Wirkung bringt.



Litteratur

Joseph und Arvid. Gedichte von Friedrich Dukmeyer. Köthen, Paul Schettlers Erben

Für den Umfang der Verwüstung, die gewisse bedenkliche Vorbilder von Heinrich Heine und Baudelaire bis zu Tolstoi und Ibsen in jungen Gemütern und Geistern angerichtet haben, geben die Gedichte von Dukmeyer einen bezeichnenden, wenn auch nicht erfreulichen Beweis. Das Hauptgedicht „Joseph und Arvid“ verherrlicht zwei moderne Titanen, von denen Arvid im Meere ertrunken ist, während sich Joseph im Bade die Adern aufgeschnitten hat. Er fühlt sich einsam „in der Welt des Scheins, der Hohlheit,“ er hat eine Vision von kommenden Zeiten, in denen die Arbeitsknechte die Herren vernichten werden, Pest und Cholera die Schrecken verdoppeln, die Kultur dahinsinkt, die Städte brennen, die Erde wüster Schauplatz entmenschter Banden ist, die Künste verachtet sind, die Tugend dem Laster gleichgilt:

Und in dieser Welt der Noheit,
Ohne Sinn für edles Streben,
Ist das Leben wert des Lebens?

Leicht möglich, daß die Dinge ein Ende nehmen, wie es der vortreffliche Joseph in seiner Vision schaut. Aber dem pessimistischen Idealismus, der in diesen Gedichten so wunderbar nach Ausdruck ringt, darf dann ein guter Teil dieses Endes aufs Kerbholz gesetzt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig